

Kapitulation In alliierten Rheinwiesenlagern hungerten und froren nach der Niederlage viele Deutsche. Doch so grausam, wie oft behauptet wird, war die Behandlung nicht.
Von Martin Pfaffenzeller

Der Mythos vom »geplanten Tod«

Unter freiem Himmel In den Lagern bei Remagen waren im Frühjahr 1945 rund 300 000 Deutsche eingesperrt und lebten wochenlang ohne Dach über dem Kopf in Erdlöchern. Anfangs war Nahrung knapp und der Hunger groß, dann besserte sich die Versorgungslage.



A

Am 13. November 2021 zogen rund 50 Männer und wenige Frauen durch die Kleinstadt Remagen. Einige hielten schwarze Flaggen in die Höhe, andere trugen einen Trauerkranz mit roten Blumen. Drei Männer an der Spitze der Gruppe präsentierten ein Banner mit der Aufschrift: »Rheinwiesenerlager. Eine Million Tote rufen zur Tat.«

Im Protestzug liefen bekannte Rechtsradikale vorwiegend aus Rheinland-Pfalz und Nordrhein-Westfalen. Angemeldet hatte die Demonstration ein Funktionär der Partei »Die Rechte«, auch Mitglieder der NPD waren gekommen. Die Organisatoren behaupteten, anlässlich des Trauermonats November der deutschen Kriegsgefangenen zu gedenken, die 1945 in Remagen und anderen Lagern entlang des Rheins umgekommen waren.

Doch machte ihr Transparent deutlich, dass die Trauer nur ein Vorwand war, um einen Verschwörungsmythos zu verbreiten. Auf den Rheinwiesen, so die Behauptung, habe die US-Armee absichtlich eine Million Kriegsgefangene sterben lassen.

Diese Behauptung ist unter Rechtsradikalen beliebt. Eine Website verbreitet vermeintliche Beweise für die Opferzahl. 2020 berichtete der Leiter der Stiftung Niedersächsische Gedenkstätten, dass bei Führungen Gäste auftauchten und nach den Rheinwiesen fragten. Sie reaktivierten die NS-Verbrechen just an einem der Orte, an dem sie geschehen waren. Die Botschaft: Die Alliierten waren schlimmer als Hitler.

Doch was passierte wirklich im Frühjahr und Sommer 1945 auf den Rheinwiesen? Warum wurden ausgerechnet diese Gefangenenlager zum Gegenstand eines Verschwörungsmythos? Und wie hängt die Mär vom »geplanten Tod« der Inhaftierten mit einem kanadischen Romanautor zusammen?

Schon vor ihrer Landung in der Normandie im Juni 1944 hatte die US-Armee Hunderttausende deutsche Soldaten gefangen genommen, vor allem in Italien und Nordafrika. Man verschiffte sie nach Nordamerika und sperrte sie dort in Lager. Die Camps glichen Ausbildungsstätten der US-Armee samt Werkstätten, Kaufläden und Sportplätzen. Die Gefangenen mussten auf Feldern ar-

beiten, doch in ihrer Freizeit durften sie Fußball spielen, Theaterstücke aufführen und sogar den Geburtstag von Adolf Hitler feiern. Gemäß den Genfer Konventionen bekamen sie die gleichen Essensrationen wie US-Etappensoldaten. Bis Kriegsende wuchs die Zahl der Gefangenen in Nordamerika auf mehr als 370 000. Manch einer in den USA hielt die Fürsorge für übertrieben. In Anspielung auf ein Pariser Luxushotel nannte man die Lager »Fritz Ritz«.

Als die Westalliierten ab Anfang 1945 auf das Gebiet des Deutschen Reiches vorrückten, genoss die US-Armee bei den Deutschen einen guten Ruf. General Dwight Eisenhower verstärkte diesen Eindruck, indem er als Flugblätter »Passierscheine« abwerfen ließ. Darin hieß es: »Der deutsche Soldat, der diesen Passierschein vorzeigt, muß gut behandelt werden. Er hat Anspruch auf Verpflegung und ärztliche Behandlung.«

Es dauerte, bis die Moral der Deutschen nachließ. Doch nach dem Scheitern der Ardennenoffensive im Januar 1945 ergaben sich immer mehr Wehrmachtsoldaten. Bei der Schlacht um das Rheinland gingen im Frühjahr 250 000 in Gefangenschaft, wenig später kamen im Ruhrgebiet 325 000 dazu.

Als der Wehrmacht die Soldaten ausgingen, schickte Hitler Jugendliche und Männer bis 60 Jahre als »Volksturme« an die Front, dazu dienten in der Flugabwehr Hunderttausende Frauen. Auch aus diesen Gruppen ergaben sich viele. So stieg die Zahl der Gefangenen in US-Gewahrsam nach der Kapitulation im Mai 1945 auf



Flugblatt US-General Dwight Eisenhower versprach deutschen Soldaten eine gute Behandlung, wenn sie sich ergeben.



Abgeführt Nach ihrer Landung in der Normandie nahm die US-Armee zahlreiche deutsche Soldaten gefangen. Diese Aufnahme entstand im Juni 1944 im französischen Cherbourg und wurde nachträglich koloriert.

ei bis vier Millionen – zu viele, um sie nach Nordame-
ta zu bringen.

Die Ernährung der Gefangenen stellte die US-Führung
Probleme. Denn die Vorräte im kriegszerstörten
ropa waren knapp, und Amerikaner mussten zugleich
Truppen sowie die französische und deutsche Zivil-
völkerung versorgen, dazu kamen befreite Zwangs-
arbeiter und KZ-Häftlinge. Im Frühjahr 1945 hatten
Westalliierten die tägliche Ration für Zivilisten auf
1000 Kilokalorien reduziert – nicht einmal die Hälfte
essen, was ein Mensch normalerweise braucht.

Daher umging die US-Führung die Genfer Abkommen.
en, die sich nach der Kapitulation ergeben hatten, ver-
igerte man den Status »Prisoners of War« (POW) und
klärte sie zu »Disarmed Enemy Forces« (DEF). Die
gründung: Ein nicht existierender Staat könne keine
daten haben – und wer nicht Soldat sei, könne kein
Kriegsgefangener werden. Der Historiker Rüdiger Over-
s, der jahrelang zu deutschen Kriegsgefangenen in
Gewahrsam geforscht hat, urteilt: »Juristisch war diese
umentation haltlos, die tatsächliche Behandlung un-
chied sich jedoch kaum von der der »echten« Kriegsge-
fangenen.« Beide Gruppen landeten auf den Rheinwiesen.

Von April 1945 an errichteten die US-Amerikaner rund
20 Camps am Rhein, meist neben Orten mit Bahn-
anschluss. Man wollte die Gefangenen auf dem linken
Ufer inhaftieren, damit sie nicht ins noch unbesetzte
Deutschland flüchten und weiterkämpfen konnten.

Nahe Remagen, wo die US-Armee eine funktionstüch-
tige Rheinbrücke erobert hatte, entstanden nebeneinan-
der zwei Lager, die die Menschen bald »Goldene Meile«
nannten. Ausgelegt waren die Anlagen für 200 000 Ge-
fangene, doch Mitte Mai 1945 lebten hier etwa 300 000.
Ein Augenzeuge beschrieb das Lager so: »Ein Acker,
schwere, mit Maschinen in die Erde gerammte Masten,
die verbunden sind durch ein Stacheldrahtgeflecht, dop-
pelt und dreifach gesichert mit abgerollten Spiralen, flan-
kiert von hohen Wachttürmen, Patrouillenfahrten der
Panzerwagen, Außenwachen mit ihren Spürhunden.«

Bei Ankunft wurden viele Gefangene von ihren Be-
kannten getrennt. »Mit meinen 16 Jahren«, erzählte spä-
ter ein Gefangener, »war zunächst das Gefühl extremen
Verlassenseins am schlimmsten, als ich in Remagen vom
Lastwagen abgeladen wurde und vorher alle meine Freun-
de aus der Flakstellung aus den Augen verloren hatte.«
Baracken gab es in Remagen nur für Frauen, Schwerkran-

ke und Generäle. Der Rest der Gefangenen landete in Gruppen von 5000 bis 10 000 in einem mit Stacheldraht gesäumten Feldstück. Dort lebten die Männer unter freiem Himmel. Ende April und Anfang Mai regnete es viel, wie Historiker Overmans anhand von meteorologischen Jahrbüchern rekonstruiert hat.

Viele Gefangene suchten Schutz in Höhlen, die sie mit bloßen Händen in den Boden gegraben hatten. »Zum Schlafen legten sie sich wie Mastschweine nebeneinander ins Erdloch«, schrieb einer in seinen Memoiren. Bei Starkregen liefen die Höhlen voll, oder die Wände stürzten ein. Als Toiletten hob man Latrinengruben aus, doch die liefen aus. »Ein Teil der Landser am tiefer gelegenen Ende meines Camps lag buchstäblich in einem See von Urin«, schrieb ein Gefangener.

Dazu litten die Gefangenen an Hunger. Eine Tagesration für vier Soldaten umfasste anfangs: zehn Kekse, zwei kleine Riegel Haferflocken, einen Fleischbrühwürfel, drei kleine Riegel Schokolade, sechs Bonbons, zwei Kaugummi, ein paar Gramm schwarzen Tee und vier Stück Zucker. Trinkwasser war knapp, da es mit Tanklastern herbeigefahren werden musste.

Die deutsche Selbstverwaltung in den Lagern verschlimmerte den Mangel. Campleiter, Lagerpolizei, Dolmetscher, Köche, Ärzte, Pfleger und Arbeitskommandos nutzten ihren Status, um Essen beiseitezuschaffen.

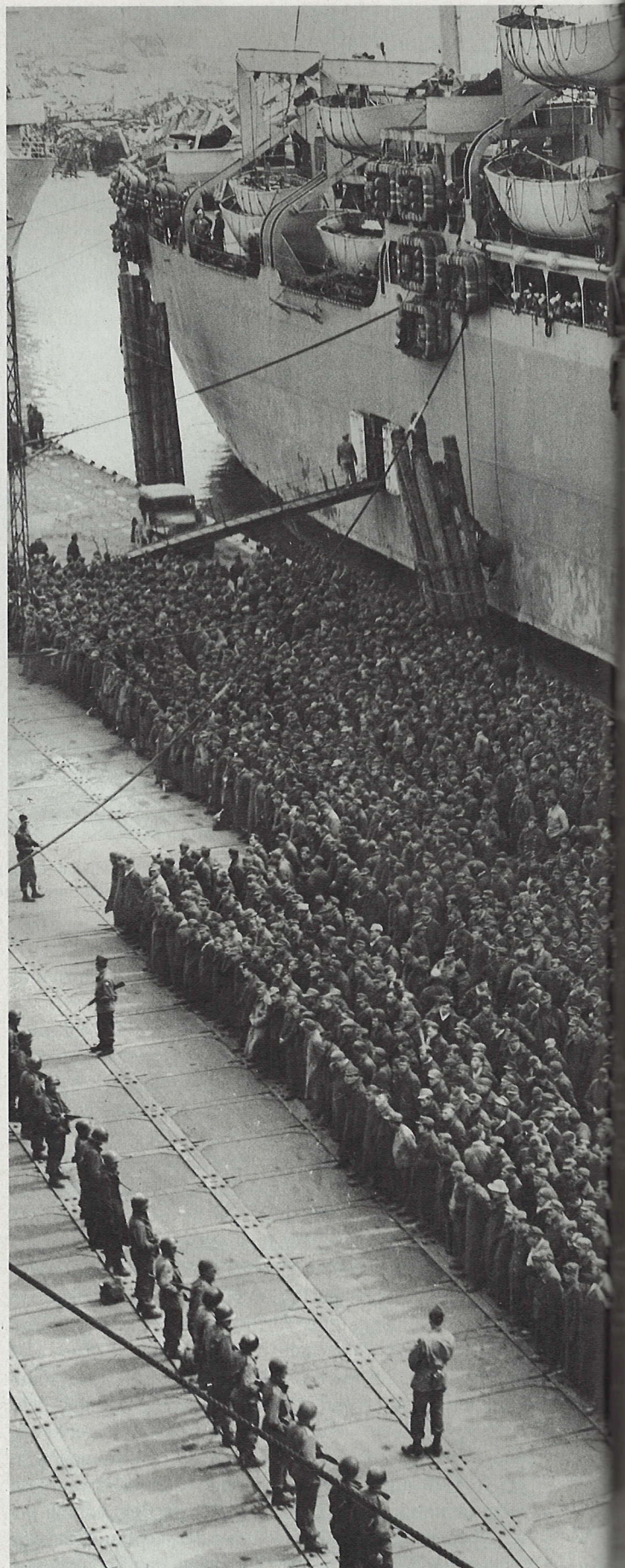
»Wer Zutritt [zur Küche] erhielt, sah nach kurzer Zeit aus, als käme er aus der Schweinemast, mit Doppelkinn und Stiernacken«, klagte einer der anderen Gefangenen, »das ging auf unsere Kosten.«

Bald kursierten Gerüchte. »Wir werden nur registriert und in die Heimat entlassen, wir werden alle der Sowjetunion zur Zwangsarbeit ausgeliefert, wir werden sterilisiert, Frankreich fordert zwei Millionen deutsche Gefangene für seine Aufbauarbeiten an«, schrieb ein Häftling.

Dazu kam das Geraune über die Toten. Ein Gefangener berichtete später, dass eines Nachts sieben Männer erstickt seien, als ein Erdloch zusammenbrach und sie begrub: »Ich vermute, daß noch mancher Einzelgänger nie gefunden wurde und noch jetzt dort begraben liegt.« Andere erzählten von Gefangenen, die in die Latrine gefallen und ertrunken seien. Von Häftlingen, die bei Fluchtversuchen erschossen worden seien. Von unregistrierten Toten, die »morgens auf dem Karren aus dem Lager gefahren und in Massengräbern bestattet wurden«.

Doch nach den ersten Wochen besserte sich die Situation in Remagen und den anderen Rheinwiesenslagern. Mitte Mai stiegen die Temperaturen, und es blieb öfter trocken. Die Amerikaner erhöhten die Essensrationen und richteten eine Leitung mit gechlortem Wasser aus dem Rhein ein. Indem sie die Gefangenen mit Insektenschutzmitteln einsprühten, verhinderten sie, dass Läuse

Verschifft Zunächst brachten die US-Streitkräfte deutsche Gefangene nach Nordamerika (hier von Nordfrankreich aus). Im Frühjahr 1945 wurden Lager am Rhein errichtet.



Seuchen verbreiteten. Die Insassen entwickelten ein Freizeitprogramm, um mit der Langeweile fertig zu werden. Manche hielten Gottesdienste ab, andere unterrichteten in Kleingruppen Physik, Englisch und Kochen.

Im Mai entließ die US-Armee Frauen und Hitlerjungen. Danach folgten Männer, die die westdeutsche Wirtschaft dringend benötigte: Bauern, Bergleute, Lkw-Fahrer, dazu ältere Gefangene – solange sie nicht SS- oder NSDAP-Mitglieder waren und man nichts Belastendes gegen sie vorliegen hatte.

Die restlichen Gefangenen quartierte die US-Armee in Sammellager um und löste Remagen Ende Juni 1945 auf. Die anderen Rheinwiesenzlager übergab man im Sommer an Briten und Franzosen, die die meisten bis Ende September schlossen. Für die Gefangenen ging es in die Heimat oder zu Reparationsarbeiten in Frankreich. Ein Lager wurde mit Baracken ausgebaut und blieb als Durchgangsstation für Gefangenentransporte in Betrieb. Als 1948 auch dieses Camp schloss, schien die Geschichte der Rheinwiesenzlager zu enden.

Was blieb, waren die Erinnerungen der Gefangenen. Manche ehemalige Wehrmachtssoldaten erwähnten in ihren Memoiren Hunger und Regen. Doch diese Büchlein

erschieden in kleinen Auflagen und landeten selten in Bibliotheken. Ansonsten hörte man wenig über die Lager.

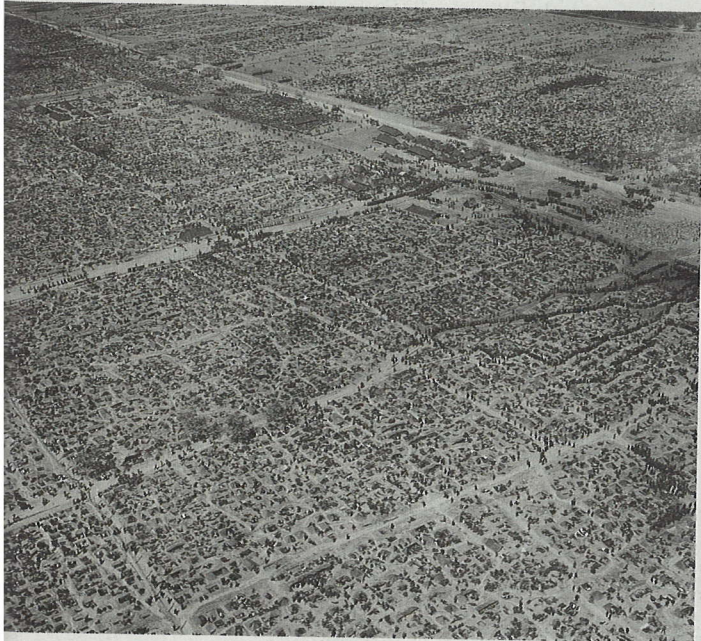
Der langjährige Remagener Stadtarchivar Kurt Kleemann, der mit vielen ehemaligen Gefangenen gesprochen hat, erklärt sich das mit dem Zeitgeist: Im Kalten Krieg betonte man öffentlich die deutsch-amerikanische Freundschaft – auch wenn Antiamerikanismus bis in die Mitte der Gesellschaft verbreitet war.

Die ehemaligen Gefangenen hatten genug damit zu tun, einen Beruf zu finden und ein normales Leben zu führen. »Das Wort ›Trauma‹ war den meisten nicht bekannt. Niemand kam auf den Gedanken, dass man sich Hilfe holen könnte«, sagt Kleemann. Die Mehrheit habe die Zeit im Lager verdrängt.

Eine erste Aufarbeitung übernahm ab Ende der Fünfzigerjahre eine Kommission, die bis 1974 forschte und 22 Bände herausbrachte. In einem Band beschrieben Zeitzeugen das Elend in den Rheinwiesenzlagern. Eine öffentliche Reaktion blieb damals weitgehend aus. Die Wahrnehmung änderte sich 1989, als der Kanadier James Bacque ein vermeintliches Enthüllungsbuch veröffentlichte. Bacque hatte zuvor Romane und Kurzgeschichten



Geschlechtertrennung Für weibliche Gefangene gab es in Remagen einen eigenen Lagerbereich. Anders als die meisten Männer bekamen die Frauen Baracken und Zelte.



Überblick Die Lager waren in Abschnitte für 5000 bis 10 000 Mann unterteilt (l.). Die mit Stacheldraht umzäunten Lager wurden von bewaffneten Soldaten bewacht.

geschrieben. Sein Buch über die Rheinwiesen war sein erstes größeres historisches Werk und hieß im englischen Original »Other Losses« (»Andere Verluste«). Der Ullstein Verlag betitelte die Übersetzung mit »Der geplante Tod«.

Die These: US-General Dwight Eisenhower und Finanzminister Henry Morgenthau hätten die Deutschen gehasst. Auf den Rheinwiesslagern hätten sie absichtlich Gefangene verhungern, verdursten und erfrieren lassen. Die Zahl der Toten betrage »zweifellos« mehr als 800 000, »beinahe mit Sicherheit« mehr als 900 000 und »durchaus wahrscheinlich« mehr als eine Million. Forschende und Öffentlichkeit hätten alles verheimlicht.

Die Zeitung »Welt« druckte in einer Serie Auszüge aus dem Buch, in »Zeit« und SPIEGEL erschienen ausführliche Rezensionen. »Der geplante Tod« wurde wohl von mehr als 100 000 Deutsche gekauft. Dabei hatte Bacque schlampig oder tendenziös gearbeitet. So zitiert er aus dem Tagebuch eines Gefangenen, unterschlägt aber, dass der Verfasser Ende Mai 1945 das Gefangenenlazarett lobte: »Ich ruhe in einem Bett, kann mich mit einer guten braunen amerikanischen Wolledecke zudecken. Alles ist wie ein Traum!«

Auch Bacques wichtigster Zeitzeuge, ein US-Oberst, der von einem angeblichen Vernichtungsbefehl erzählt haben soll, ist problematisch. In einem Fernsehinterview räumte der über 90 Jahre alte Mann ein: »Meine Erinnerung ist so verblasst, dass sie ziemlich unzuverlässig ist.«

Vor allem aber missinterpretierte Bacque Statistiken der US-Armee. Die Kategorie »Other losses« umfasst nicht nur Verstorbene, sondern auch Geflüchtete und Entlassene. Selbst wenn man davon ausgeht, dass Dokumente in den US-Archiven fehlerhaft sind, müsste es Massengräber geben. Bacque hatte einen Finderlohn ausgelobt, entdeckt wurde nichts. Bei Grabungen und Bauarbeiten stieß man nur auf vereinzelte Skelette.

Kurz nach Erscheinen widerlegten Geschichtsforscher Bacques Thesen und bestätigten im Wesentlichen die Ergebnisse der Historikerkommission von 1972. Seriöse Schätzungen gehen davon aus, dass im Frühjahr und Sommer 1945 auf den Rheinwiesen zwischen 8000 und 40 000 Menschen gestorben sind – bei einer Belegung von zeitweise etwa einer Million. Die Todesrate im US-Gewahrsam betrug nur einen Bruchteil der Rate in französischen und sowjetischen Lagern.

Aus den Lagern der »Goldenen Meile« wurden laut dem Archiv der Remagener Stadtverwaltung 1247 Verstorbene auf Friedhöfe überführt. Nachfragen nach Vermissten gingen nur 650 ein, von denen Standesbeamte den Großteil klären konnten. Lediglich bei 18 Gefangenen ist das Schicksal unbekannt. Archivar Kleemann sagt: »Sollte es hier eine große Anzahl weiterer Toter gegeben haben, so hat sie niemand vermisst.«

Die Forschungsergebnisse hinderten Rechtsradikale nicht daran, Bacques Falschbehauptungen politisch zu instrumentalisieren. Remagen bot sich als Kundgebungs-ort an, weil hier seit 1987 eine Kapelle zum Gedenken der Kriegsgefangenen mit einer Madonnenfigur des ehemaligen Insassen und NS-Künstlers Adolf Wamper steht.

Seit 2009 veranstalten rechte Gruppen jedes Jahr im November »Trauermärsche«, anfangs mit Hunderten Teilnehmern. Dagegen formierte sich das bürgerliche Bündnis »Remagen für Frieden und Demokratie«, das bei Gegendemonstrationen mit Antifa-Gruppen kooperiert. Zuletzt tauchten weniger rechte Demonstranten in Remagen auf, auch weil die Polizei 2012 gegen ein rechtsradikales Aktionsbüro vorgegangen war. 2021 standen den gut 50 Rechten rund 600 Gegendemonstranten gegenüber. Bündnissprecherin Karin Keelan ist dennoch unzufrieden: »Wir haben es nicht geschafft, dass sie ganz wegbleiben.«